

Schiller und die Religion

Vortrag beim Prälaturtag der LageS am 22.10.2005 in Marbach

Vorbemerkung

Zum 200. Todestag Schillers gibt es in diesem Jahr (nicht nur) in Marbach unzählige Veranstaltungen. Auch beim heutigen LageS-Prälaturtag wird es „schillern“.

Bei der Ausarbeitung des Referats „Schiller und die Religion“ war ich doppelt überrascht: einmal weil mir klar wurde, dass Schiller, trotz seiner oft pathetischen Ausdrucksweise, noch immer sehr aktuell ist. Es lohnt, sich mit Schiller zu beschäftigen.

Und zweitens finden wir bei Schiller viele interessante Gedanken, die zum heutigen Thema „Lebenslust im Alter – Von den Chancen und Grenzen des Alters“ gut passen.

Ausgangspunkt meiner Überlegungen sind zwei Fragen:

1. Wie stand Schiller zu den Grundmerkmalen des christlichen Glaubens, zur Religion, zu Gott?
2. Wie nah oder wie fern stand er unseren evangelischen Überzeugungen?

Eine erschöpfende Antwort auf diese Fragen kann ich Ihnen in 15 Minuten nicht geben. Zu komplex und zu kompliziert ist seine religiöse Entwicklung, die ihn von seiner pietistischen Prägung im Elternhaus, zu einer durch die Philosophie Kants geprägten Vernunftreligion führte und schließlich zu einer Religion der Kunst.

In fünf Schritten versuche ich Schillers Religiosität zu beschreiben.

Ich bin mir dessen bewusst, dass es eine persönliche, sehr subjektive Sicht ist.

Strittig bleibt bis zum heutigen Tag, inwiefern Schillers Weltanschauung überhaupt als christlich bezeichnet werden kann.

1. Der „Prediger“ Schiller

Schiller wollte ursprünglich ja Pfarrer werden. Seine Schwester Christophine berichtet aus der Kindheit ihres Bruders: „Friedrich fing auch selbst oft an zu predigen, stieg auf einen Stuhl und ließ sich von seiner Schwester ihre schwarze Schürze statt dem Kirchenrock umhängen. Dann musste sich alles um ihn herum still und andächtig verhalten und ihm zuhören....So jugendlich diese Vorträge auch waren, so hatten sie doch immer richtigen Sinn, er reihte einige Sprüche recht schicklich zusammen und trug sie nach seiner Weise mit Nachdruck vor.“(R. Safranski: F. Schiller, S. 22)

Schiller hat bis in seine Schulzeit hinein am Wunsch, Pfarrer zu werden, festgehalten. Doch die strenge Behandlung von Herzog Carl Eugen von Württemberg durchkreuzte dieses Lebensziel. Nach dem Willen des übermächtigen Herzogs wurde Schiller Militärarzt.

Die streng reglementierte Schul- und Ausbildungszeit in der Karlsschule hat der junge Schiller als harte Tyrannei erlebt und erlitten.

Aus dem verhinderten Pfarrer wurde später der geniale Dramatiker, der weltberühmte deutsche Klassiker, der Historiker und Philosoph in Jena und Weimar, der Dichterfreund Goethes.

Im Rückblick kann man den Dichter und Dramatiker schon im predigenden Kind auf dem Stuhl erkennen: Es ist eine theatralische Szene, einschließlich der Verkleidung mit der schwarzen Schürze.

Schillers Werk enthält viele Spuren des verhinderten Predigers.

Im Schauspiel „Wallensteins Lager“ finden wir eine „Kapuzinerpredigt“: ein Kapuzinerpater redet zügellosen Soldaten mit Witz und Schärfe ins Gewissen.

Darüber hinaus spricht aus vielen Gedichten der „Moralprediger“ - im positiven Sinne - etwa wenn er die Tugenden der Freundschaft und Treue besingt, wenn er die Freiheit des Gewissens und der Kunst beschwört, wenn er Willkür und Tyrannei beim Namen nennt und dagegen Stellung bezieht.

Im Leben und Werk Schillers („Die Räuber“) begegnet ein Pfarrer als wichtige Persönlichkeit: Pfarrer Philipp Ulrich Moser. Er ist Schillers Lateinlehrer, ein freundlicher, gütiger, sanfter Pastor, der sich deutlich abhob von jenen Pfarrern, die den Kindern den Katechismus mit dem Prügelstock einbläuten.

In seiner Frömmigkeit steht Schiller seiner gefühlsbetonten Mutter näher, als dem strengen Vater, der peinlich genau die Regeln, Lehrsätze und Handlungen der Amtskirche befolgte. Seine Mutter liebte Choräle, die das Gefühl berührten und las die pietistischen Andachtsbücher des Johann Albrecht Bengel. Das Empfindsame, Poetische an der Religion zog sie an, und sie weckte auch in ihren Kindern den Sinn dafür.

Das war nicht nach dem Geschmack des Vaters. Als Friedrich am Tag vor seiner Konfirmation ausgelassen auf der Straße herumtobte, ermahnt ihn seine Mutter, er möge sich doch mit Ernst auf die heilige Handlung vorbereiten. Da verfasste Friedrich sein erstes Gedicht. Es ist leider nicht erhalten geblieben, aber es muss ein sehr frommes Gedicht gewesen sein, denn der Vater, als er die Verse las, sagte nur: „Bist du närrisch geworden, Fritz?“

Noch einmal aus den Erinnerungen der Schwester Christophine:

„Einst, da wir als Kinder mit der Mutter zu den lieben Großeltern gingen, nahmen wir den Weg von Ludwigsburg nach Marbach über den Berg. Es war ein schöner Ostermorgen und die Mutter teilte uns unterwegs die Geschichte von den zwei Jüngern mit, denen sich auf ihrer Wanderung nach Emmaus Jesus zugesellt hatte. Ihre Rede und Erzählung wurde immer begeisterter, und als wir auf den Berg kamen, waren wir alle so gerührt, dass wir niederknieten und beteten. Dieser Berg wurde uns zum Tabor.“ (R. Safranski, F. Schiller, S. 30)

Religion erscheint hier in poetischer Gestalt, als eine Angelegenheit von Herz und Gefühl. In der lebendig und anschaulich vorgetragenen biblischen Erzählung erfahren die Kinder und die Mutter Gottes Gegenwart. Später wird Schiller dichten:

*„Nehmt die Gottheit auf in euren Willen
und sie steigt von ihrem Weltenthron.“*

(F. Schiller: Das Ideal und das Leben)

2. Schillers Gottesbild - „Die Götter Griechenlands“

Im Frühjahr 1788, als Zweifel an der Rolle der Kunst bei ihm aufkeimen, schreibt Schiller das Gedicht „Die Götter Griechenlands“. Es beginnt mit den Versen:

*„Da ihr noch die schöne Welt regieret, / An der Freude leichtem Gängelband / Glücklichere
Menschenalter führet, / Schöne Wesen aus dem Fabelland!“*

Schiller greift in diesem Gedicht auf die griechische Antike zurück, in der die Schönheit, die Kräfte der Poesie und der Phantasie triumphierten und stellt sie seiner Zeit gegenüber, in der rationale Wissenschaft, Materialismus und Nützlichkeit regieren.

Die Kunst, der Tanz, die Musik, die sinnlich erfahrbare Schönheit, waren die Lebenselemente der griechischen Kultur, die eine großartige olympische Götterwelt ins Leben gerufen hat.

Es sind keine blassen, jenseitigen, blutleeren Götter. Die griechischen Götter beseelen die Natur, sie leben auf in den großen Gefühlen der Liebenden und Leidenden und sie inspirieren den Künstler in seinem schöpferischen Tun:

*„Himmlich und unsterblich war das Feuer, / Das in Pindars stolzen Hymnen floß, / Niederströmte in
Arions Leier, / In den Stein des Phidias sich goß.“*

...„Da die Götter menschlicher noch waren, / Waren Menschen göttlicher!“

Der Zustand seiner Zeit ist nach Schiller gekennzeichnet von der großen Entzauberung, einerseits infolge des christlichen Monotheismus und andererseits, damit zusammenhängend, infolge der kalten Vernunft des Rationalismus und Materialismus.

Es ist Schillers origineller Gedanke, dass womöglich ein Zusammenhang besteht zwischen christlichem Monotheismus und der Herrschaft der technischen Vernunft der Neuzeit.

Der christliche Monotheismus hat Gott in ein unsichtbares Jenseits und in eine ebenso unsichtbare Innerlichkeit versetzt.

Die Folge: Die Welt wird entgöttlicht, entseelt und entzaubert. Jetzt erst kann die Natur, nur als kalte Materie verstanden, vom Menschen erforscht und leider, auch rücksichtslos ausgebeutet und zerstört werden.

Die Sphäre, wo einst Helios und die Oreaden am Himmelsgewölbe strahlten, ist jetzt zu einem leeren Raum geworden, worin „*seellos ein Feuerball sich dreht*“ (die Sonne).
 Wohin die Wissenschaft blickt, sie wird am Ende immer nur ein Gerippe entdecken.
 Ob nun der christliche Gott oder der moderne Gott der Wissenschaft, von beiden gilt:

„All jene Blüten sind gefallen / Von des Nordens winterlichem Wehn. / Einen zu bereichern, unter allen, / Mußte diese Götterwelt vergehn.“

Von diesem Ausgangspunkt her kritisiert Schiller die vom christlichen Gottesbild geprägte europäische Kultur, denn sie verleumdet die Sinnlichkeit und entzaubert die Welt mit Hilfe des neuen Gottes, der wissenschaftlichen Vernunft.

Der christliche Gott hat sich in die Unsichtbarkeit zurückgezogen. Er spricht nicht mehr aus der Natur, er spricht nicht die Sinne an, er wirkt nur in der Innerlichkeit, - und nach guter protestantisch-lutherischen Tradition - in der Stimme des Gewissens.

Wer die Begegnung mit diesem verborgenen Gott sucht, für den gilt:

„Mühsam späh ich im Ideenlande, / Fruchtlos in der Sinnenwelt.“

Für Schiller ist dieser christliche Gott ein einsamer Gott, der auf sich selbst bezogen ist und die Menschen einsam macht:

„Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen, / Keiner Göttin, keiner Irdschen Sohn, / Herrscht ein anderer in des Äthers Reichen / Auf Saturnus umgestürztem Thron. / Selig, eh sich Wesen um ihn freuten, / Selig im entvölkerten Gefild, / Sieht er in dem langen Strom der Zeiten / Ewig nur – sein eignes Bild.“

Bezeichnend dass dieser christliche Gott den Menschen nicht an der Lebensfreude, an der Lebenslust, sondern am Schuldgefühl packt.

Wozu dieser strenge Gott missbraucht werden kann deutet Schiller mit dem Hinweis auf das Grauen der Inquisition an.

Das haben die griechischen Götter, die es bisweilen auch schlimm trieben, nie veranlasst: diese Vergewaltigung des Gewissens, diese Knechtung der Gesinnung, das Foltern und Töten von Menschen, die die Lehrmeinungen der offiziellen Kirche nicht anerkannten.

Der zornige und eifersüchtige Gott der eifernden Christen war kein Gott nach Schillers Geschmack. Denn dieser christliche Gott (oder besser, der von den damaligen Theologen verkündigte Gottes) ist kein Freund des Lebens und der Liebe, kein Gott der ekstatischen Lebensfreude.

Will man diesen Gott verehren, muß man die fröhliche Sinnenwelt verlassen:

„Wohin tret ich? Diese traurige Stille / Kündigt sie mir mein Schöpfer an? / Finster, wie er selbst, ist seine Hülle, / Mein Entsagen – was ihn feiern kann.“

3. Schillers Himmel - „Freude, schöner Götterfunken“

„Brüder – überm Sternenzelt / Muß ein lieber Vater wohnen.“

Ein Vers aus Schillers Ode „An die Freude“, die ganz in religiöser Sprache gehalten ist.

Der Dichter kennt auch einen Himmel, ein Jenseits, aber als Kind der Aufklärung kann er diesen Ort nur ungenau beschreiben: Er ist irgendwo „überm Sternenzelt“.

Mehr will oder kann er darüber nicht sagen.

Denn das mittelalterliche Weltbild war zusammengebrochen, seit Kopernikus entdeckt hatte, dass die Erde keineswegs den Mittelpunkt des Weltalls bildet. In den Weiten des Kosmos fand man nirgends den göttlichen Thronsaal, von dem herab der Herr der Geschichte die Geschicke der Welt lenkt.

Schiller hält trotzdem daran fest, dass über den Sternen ein lieber Vater wohnt.

Dieser Gott ist „*der Unbekannte*“, später spricht Schiller noch von Gott als dem „*Richter*“ und vom „*guten Geist, den der Sterne Wirbel loben.*“

Diese Art, von Gott zu reden, entspricht christlicher Tradition. Gott ist den Menschen nah, zugleich aber nicht fassbar: „Er wohnt in einem unzugänglichen Licht“(1.Tim. 6, 16).

Gott wird in der Bibel als Lebenskraft beschrieben, auch als schöpferische Kraft, die immer wieder Neues und Schönes hervorbringt.

Zum Kirchenlied konnte Schillers „Ode an die Freude“ nicht werden, weil von Jesus nirgends die Rede ist. An seine Stelle tritt die „Freude“.

Poetisch nennt Schiller die Freude „Tochter aus Elysium“ und feiert sie begeistert:

„Brüder, fliegt von euren Sitzen, / Wenn der volle Römer kreist, / Lasst den Schaum zum Himmel spritzen: / Dieses Glas dem guten Geist.“

Freude ist für Schiller eine göttliche Lebensenergie, ein „schöner Götterfunke“.

Die Freude beflügelt Menschen, verbindet sie zu einer Gemeinschaft, zu einer großen Familie und hilft ihnen, ihr schweres Schicksal zu tragen.

Sie führt sie auch dazu, einander zu vergeben „unserm Todfeind sei verziehn“.

Auch hier spricht der Dichter wichtige christliche Werte, Merkmale und Tugenden an: Freude („Freuet euch in dem Herrn,...“ Phil. 4, 4) und die Bereitschaft einander zu vergeben.

Wenn Beethovens Vertonung der Ode „An die Freude“ als Hymne des vereinten Europas ertönt, dann singen Menschen ein Loblied auf die Freude als „Götterfunken“, die Menschen ermutigt und befähigt einander zu vergeben, sich zu verständigen, zu achten und zu lieben.

4. Theater als moralische Anstalt – „Christentum als ästhetische Religion“

Der christliche Glaube versucht den Menschen durch eine tief greifende Wirkung (Predigt des kraftvollen Gotteswortes) zu verändern. Das Böse soll erkannt werden. Durch Buße schenkt der vergebende Gott einen Neuanfang und ermöglicht ein Leben in der Liebe.

Christen sind „Licht der Welt“, „Salz der Erde.“

Nach Schiller hat auch das Theater einen erzieherischen Auftrag.

Mit seinen Theaterstücken wollte Schiller die Menschen erschüttern, begeistern, bilden und lenken. Die Schaubühne nennt er eine „moralische Anstalt“ (Moral = umfassende Bildung), ein „Wegweiser durch das Leben“, ein „Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele“.

Auf der Theaterbühne kann man die „Wahrheit“ hören, Menschen unverstellt erleben und sehen, wie sie wirklich sind.

Durch die Kunst „werden wir uns selbst wieder gegeben, unsere Empfindung erwacht, heilsame Leidenschaften erschüttern unsre schlummernde Natur und treiben das Blut in frischeren Wallungen.“ (F.Schiller: Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachten)

Weil Schiller die Ästhetik der Kunst so hoch schätzt, ist es nur eine logische Folge, dass für ihn das Christentum die „einzige ästhetische Religion“ darstellt:

„Hält man sich an den eigentümlichen Charakter des Christentums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderm als in der Aufhebung des Gesetzes..., an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung der Heiligen, und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion.“

(Klaas Huizing: Ästhetische Theologie, Bd.1,S.9)

Dieser Gedanke verdient Beachtung. Schiller war überzeugt, dass die Freiheit des Einzelnen und die gesellschaftliche Freiheit nur auf dem Weg ästhetischer Bildung erreicht wird. Denn nur sie führt zur sittlichen Vollkommenheit.

Gesellschaften die Bildung und Kunst für zweitrangig halten, tragen dem Keim der Unfreiheit in sich.

Die Schönheit aber ist die Mutter der Freiheit und bildet sich durch Erziehung und Spiel heraus:

„Der Mensch soll mit der Schönheit nur spielen, und er soll nur mit der Schönheit spielen. Denn, um es endlich einmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“

(F.Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen, 15. Brief)

Das Theater ist also nur der Wahrheit und der künstlerischen Freiheit verpflichtet.

Gegen Fürstenwillkür setzt Schiller auf den freien, spielerischen, schöpferischen nur seinem Gewissen verpflichtenden Menschen.

5. Worte des Glaubens

„Die Worte des Glaubens. Drei Worte nenn ich euch, inhaltsschwer, / sie gehen von Mund zu Munde. Das erste Wort lautet: Der Mensch ist frei geboren, ist frei, / Und würde er in Ketten geboren.“

Den hohen Stellenwert der Freiheit bei Schiller habe ich schon vorher unterstrichen. Nur noch eine Bemerkung: Freiheit ist auch ein zentraler christlicher Begriff: „Zur Freiheit hat uns Christus befreit“ (Gal.5,1).

Schillers zweites Wort: *„Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall. Der Mensch kann sie üben im Leben; / Und sollte er auch straucheln überall.“*

Tugend – darunter versteht Schiller als Kind der Aufklärung die Fähigkeit zum Guten. Der Dichter kennt zwar die Abgründe des menschlichen Herzens mit seiner Boshaftigkeit und der Bereitschaft zur Gewalt (die er in seinen Dramen meisterhaft beschreibt), dennoch ist er der Meinung, dass der Mensch erziehbar ist. Der Mensch hat auch einen guten Kern, seine guten Fähigkeiten müssen gestärkt werden, dann kann sich das Gute entfalten.

Letztlich gibt Gott einem die Kraft, - das wird im dritten Wort ausgesprochen: *„Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt, / Wie auch der menschliche wanke.“* Mit anderen Worten: Allein Gott ist der Garant von Freiheit, Bildung und Tugend.

Diese, von Schiller so eindeutig vertretene christliche Grundüberzeugung sei uns ins Stammbuch geschrieben; neben der Freude soll sie uns am heutigen Tag begleiten, wenn wir uns über Lebenslust im Alter und über die Chancen und Grenzen des Alters austauschen werden.

Freiheit - Tugend - Gott:
„Dem Menschen ist aller Wert geraubt, / Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt!“

Marbach am Neckar, 22.10.2005

Pfr. Helmut Wolff